

Mit freundlicher Unterstützung
der Stiftung der ehemaligen Stadtparkasse Schifferstadt
sowie der Stadtwerke Schifferstadt

Umschlagabbildung:
Exlibris Ernst Johann/Privatarchiv Familie Johann

Titel: Ernst Johann
Untertitel: Auswahl aus seinem Werk
Herausgeber: Gregor Babelotzky
Herstellung: verlag regionalkultur
Umschlaggestaltung: Charmaine Wagenblaß (vr)

ISBN 978-3-95505-556-1

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier
(TCF nach ISO 9706) gedruckt entsprechend den Frankfurter Forderungen.

Alle Rechte vorbehalten.
© 2025 verlag regionalkultur

verlag regionalkultur
Heidelberg • Ubstadt-Weiher • Stuttgart • Speyer • Basel

Verlag Regionalkultur GmbH & Co. KG:
Bahnhofstraße 2 • D-76698 Ubstadt-Weiher
Tel 07251 36703-0 • Fax 07251 36703-29
E-Mail kontakt@verlag-regionalkultur.de • www.verlag-regionalkultur.de

Berliner Herbstblätter	246
Zum Goethe-Geburtstag. Sein schlechter Ruf oder: Die Antwort auf die Römischen Elegien	251
Ach ja, die Funkausstellung. Ein Provinzler in Berlin	256
Die Fische von Emona	261
Tagebuch des Fernsehers: Silvesterabend im Fernsehen. Zur Besinnung kommen?	266
Tagebuch des Fernsehers: Derricks Besonderheit	268
Text- und Abbildungsnachweise	271

Aus: *Für den Tag geschrieben*

Der Herbst

Der Frühling bricht aus mit der Heftigkeit einer Epidemie, vom Fieber begleitet, und wenn Rilke meint, in diesem Zustand gliche die Erde einem Kind, das Gedichte weiß – mein Gott, der Herbst kennt Romane auswendig. Da der Herbst das Ende voraussieht, brennt er nicht darauf, ins unumgängliche Dasein zu treten. Er ist ein weiser Fatalist, der nicht begreift, wie sich der Frühling kopfüber selbstmörderisch ins Leben stürzt. Gewiß sind es von unnachahmlichem Zauber erfüllte Tage, wenn jene Jahreszeit in der Luft liegt; jedoch, der Herbst äußert seine Zweifel, und seiner Meinung nach lohnt sich diese Situation gar nicht, süßer Schlag der Nachtigall, die uns Sterbliche betört. Der Frühling gibt sich uns auf. Unser ungeduldiges Schnuppern, unsre verliebten Weisen und unsre wiederhergestellte Leidenschaft holen ihn früh und schnell und roh herunter. Als Strafe träumen wir später von ihm. Ja, wir haben mit dem Frühling selbst im Frühling ein außergewöhnliches Verhältnis; es streift Schuld und Sühne, um nicht zu sagen das Metaphysische.

Der Herbst – niemand träumt vom Herbst, und alle gehen ihm mit Zuversicht entgegen. Er ist eine Jahreszeit, die Seelengröße voraussetzt. Es hat seine Art, wie er uns genießt, während es seine Art hat, wie wir den Frühling genießen. Der Herbst bricht nicht aus, sondern er geht. Und er hat eine stoische Art des Gehens. Um ein genaues Datum zu nennen: gegen den zweiundzwanzigsten Dezember macht sich der Herbst auf zu seinem Gang durch das Jahr. Er schmarotzt nicht bei den andern Jahreszeiten, aber er liegt ihnen auf der Brust.

Der Frühling ist besinnungslos, der Sommer abgearbeitet, der Winter müd.

Der Herbst ist geschäftig. Er ist immer im Gehen, wie der Frühling immer im Kommen. Er geht mit Anmut selbstvergessen durch sich selbst, mit Erbitterung durch den Winter, trostlos durch den Frühling und unruhig durch den Sommer. Vor der eignen Tür angekommen, ist er alt geworden, ehe er sein eigentliches Geschäft beginnt. Er richtet sich ein wie ein Diplomat im Ruhestand, und tatsächlich hat er manches vom Charakter des Herrn von Talleyrand. Hinter ihm liegen so große Erfahrungen, daß er es verschmäht, sich noch zu entwickeln. Er ist milde aus Taktik, gelangweilt vom Erfolg und nur noch in der Erinnerung stürmisch. Er bereitet dem verantwortlichen Jahr die geringsten Schwierigkeiten.

Ist es nicht sonderbar? Dieser Herbst ist die eigentliche Jahreszeit der Kindheit. Er läßt uns in längst vergessene Landschaften der Seele blicken; ihr Kennzeichen ist die Geborgenheit. Hinter uns schimmert der leichte, weiße Nebel, woher wir kommen, über uns zieht ein Vogel gegen Süden, der wir sind, vor uns liegt das bläuliche Gebirge, wohin wir gehen. Oh, es ist unmöglich, euch zu vergessen, Jahre des Kinderherbstes, durchzogen vom dünnen, bitteren Rauch des Kartoffelfeuers, das knisternd in sich zusammensinkt! Nicht nur der Kinder, auch der Dichter eigentliche Jahreszeit ist der Herbst. Sicherlich beflügelt der Frühling alle, und alle Talente, und im prangenden Mai Gedanken an den Tod zu pflegen

Ihr Freunde hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf (Hölty) –,

ist ein großartiger Vorgang. Aber er nimmt dem Genie, was er der Erschütterung gibt. Auf die Reife angewiesen, schaut der Herbst dem Tod zu seiner Zeit ins Antlitz, ohne Wehmut. Der Friede Hölderlins, die Klarheit Stifters, die Einsamkeit Nietzsches, die Predigt Georges und die Unruhe Trakls erfüllen ihn. Poesie der Gedanken ohne Ende, Weisheit, die wie der Herbst selber durchs Jahr des Lebens geht.

Kalender

Mit dem Kauf eines Kalenders versichert man sich des neuen Jahres. Man hat die Zeit, die flüchtige, auf zweiundfünfzig oder auf zwölf Blättern festgehalten, in der betonten Vorsorge, daß nun eigentlich nichts mehr passieren könne. Vielleicht ist die Stunde, da man den neuen Kalender an seinen Platz bringt, der Augenblick des süßesten Selbstbetrugs im ganzen Jahr. Natürlich weiß man Bescheid. Man wird sich herumschlagen müssen, mit jedem einzelnen der kommenden dreihundertundfünfundsechzig Tage, und die Steuerfälligkeitstermine sind noch harmlos (weil man sie kennt) gegenüber der Schar der anonymen Allerweltsdaten, wie sie jetzt in ordentlichen Siebenerkolonnen auf uns zu marschieren. Wir bleiben ihm ausgeliefert, dem Moloch Zeit, und sei das Bändchen noch so hoffnungsgrün, an welchem wir das Kalenderjahr aufhängen.

Manche Leute scheuen sich, den Kalender vorher aufzuschlagen. Sie nehmen ihn, Blatt für Blatt, hin, wie das Schicksal und dulden keinen Vorgriff. Eine begreifliche Scheu: die Sendboten des Unheils, die in den Kalenderblättern schlafen mögen, weckt keiner gerne zu früh auf.

Und dennoch darf man ruhig in seinem Kalender blättern: nichts macht einem mehr gefaßt als so ein Gang über das weite, verheißungsvoll ausgebreitete Feld der dreihundertundfünfundsechzig Tage. Die Saat, die da drinnen ruht, das ist deine Vergangenheit, und der Kalender, der neue, der nächste oder erst der übernächste, wird zeigen, wie sie aufgeht, und was, trotz eifrigen Jätens des Unkrauts, nicht davon aufgeht.

Die Kalender sind zwar die Schicksalsbücher der Menschen, aber sie sind nicht ihr Schicksal; ihr Schicksal, das sind sie selbst.

Zeugnisse

Es gibt keine bessere Stütze des Glaubens an die Willkür höherer Mächte als einen mit »Zeugnis« überschriebenen Zettel, für jeden, der ihn in Empfang nimmt. Hier hat er die Unzulänglichkeit der Welt schwarz auf weiß. Wiewohl jedermann beim Schreiben eines Zeugnisses ein Auge zudrückt, und wiewohl jedermann beim Durchlesen eines solchen Papiers jene Schwäche einkalkuliert, wird durch diese Übung nichts am Tatbestand geändert. Man lasse sich ein einziges Exemplar eines gerechten Zeugnisses zeigen!

Gegen die glänzenden ist man noch mißtrauischer als gegen die mangelhaften. Taucht dort der Verdacht auf, die Liebe hätte mitgesprochen, so hier die Ahnung böser Mißgunst. Und über ein Anzeichen von Liebe, die uns nicht betrifft, empört sich unsere Natur heftiger noch als über einen Pfeil des Hasses, der gegen uns persönlich geht. Der Mensch ist sozusagen umgekehrt empfindlich.

Und im Oktober die Rosenkranz-Andachten mit freudreichen, dem schmerzhaften und dem glorreichen Rosenkranz, mit den Eingangsanrufungen: »Jesus, der in uns den Glauben mehre, der in uns die Hoffnung stärke, der in uns den Glauben mehre ...« Wörter, kostbar in ihrer Erlesenheit, ausgedrückt vom einfachen (und einfach betörenden) Rhythmus der Wechselgebete, in die Gefühlswallungen von Himmelserwartungen gebettet, sollte man ihren Reiz nicht hier und endlich Poesie nennen?

Zu Hause verfügten wir nicht über den geringsten Vorrat an gebundener, geschweige denn an Ewiger Poesie. So blieb das Kind auf Kirche und Lesebuch angewiesen. Daß es dem Reiz der Wörter verfiel bis zum Taumel von »Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht ...« – ich nenne es Betroffenheit.



Aus: *Im Gespräch mit der Sprache*

Halsfern

Die modischen Neuheiten dieses Herbstes sickern allmählich durch, und mit ihrem Schnitt und Zuschnitt macht die neue Wortschöpfung »halsfern« eine geradezu atemberaubende Karriere. Vorgestern noch das versiegelte Geheimnis der Haute Couture, gestern noch das Stichwort der »Durchreise der DOB« (wo sich die Fachleute unterrichten), hört man es heute auf Markt und Straße. Die Ausschnitte der Kleider, Kostüme und Mäntel, die etwas auf sich halten, haben vorschriftsmäßig »halsfern« zu sein.

Da sich in der Mode alles wiederholt, darf man dies auch von jenem Detail annehmen, doch, um Himmels willen, wie hat man es vor dem genannt? Vermutlich begnügte man sich wohl mit einem »weiten Ausschnitt«, und der tiefe Ausschnitt, soviel steht fest, bezeichnete das Dekolleté, das man heute analog als »busennah« herausstellen müßte. Nun braucht man nicht einmal halsstörrisch gegenüber der Mode im allgemeinen und ihrer Halsfernigkeit im besonderen zu sein, um zu erkennen, daß sie da ein rechtes Zwitterwort hervorgebracht hat. Als technischen Spezialausdruck im Atelier zur schnellen Verständigung hingeworfen, kann man es gelten lassen; doch muß es einem nicht vor den kommenden Hals-Ferngesprächen grauen?

Das Beispiel braucht nur Schule zu machen, und man trägt die Schuhe nicht mehr spitz, sondern »zehenfern«, die Jacke nicht mehr lose, sondern »rückenfern«, den Hut nicht mehr aufgeschlagen, sondern »stirnfern« und so weiter, und erst die Urwald-Schöne, beim Befestigen des aus Pforzheim stammenden Nasenringes aus Elefantenhaar, gerät in Verlegenheit, diesen Schmuck »nasenfern« anzulegen. So setzt zwar die Anatomie der Mode Grenzen, die Sprache aber läßt sich überrumpeln. Bis zur nächsten Saison.



Aus: *Wurstologia. Das Jahr des Metzgers*

Nichts beweist mehr die Bedeutung, die der Metzger, sein Handwerk, sein Material und seine Erzeugnisse in der Vorstellung des Volkes innehaben, als die Fülle von Redensarten und Sprichwörtern, die ihnen gelten.

Sie zeigen, daß es wohl kein anderes Handwerk gibt, das ebenso kraftvoll mitten im Volke lebt. Da wir mit dem besten Willen keine Vollständigkeit erreichen können, seien wenigstens die geläufigsten Äußerungen gesammelt:

»Schwein haben« (unverdientes Glück haben)

Etwas paßt »wie der Sau das Halsband«

»Davonlaufen wie die Sau vom Trog« (ohne sich zu säubern und zu bedanken)

»Mit jemand noch nicht Säue gehütet haben« (sich nicht mit jemanden gemein machen – auf eine Stufe stellen wollen)

»Die Sauglocke läutet« (unflätige Reden führen)

»Die Sau in den Kessel stoßen« (eine Sache sehr grob erledigen)

»Das ist unter aller Sau« (unter aller Kritik)

»Einen zur Sau machen ...« (aus der Soldatensprache: einen Soldaten auf dem Kasernenhof fertigmachen)

»Augen wie ein gestochenes Kalb« (blöde dreinschauen)

»Ein Kalb abbinden« (sich erbrechen)

»Das Kalb austreiben«, »Die Sau rauslassen« (sich austoben)

»Auf Kalbsfüßen gehen« (Narreteien treiben)

»Zum Kalbfell schwören« (Soldat werden, Kalbfell im Sinne als Uniform oder Pauke)

»Das geht auf keine Kuhhaut« (das läßt sich gar nicht alles ertragen oder unterbringen)

Andere Sprichwörter und Sprüche spielen
auf den Metzger und sein Handwerk an:

»Einen Metzgergang tun« (etwas vergeblich tun – oft verliefen die Einkaufsreisen der Metzger »über Land« vergeblich)

»Ein guter Metzger leidet keine Scharfen im Messer«

»Hat der Metzger erst das Schwein geschlacht, kann man futtern, daß die Schwarte kracht«

»Bei dir guckt der Fleischer raus« oder »Fleischers Tochter kickt ut Strumpweber sin Finster« (bei dir sieht man das nackte Fleisch durch das zerrissene Kleid oder den Strumpf)

»Durch Metzgers Künste darf das Schwein in der allerbesten Gesellschaft sein«

»Der Glaube macht selig, der Metzger die Wurst, der Pfarrer die Predigt, der Hering den Durst«

Feuilletons

Feuilletons gibt es aus zwei Gründen: erstens weil es so schön ist, sie zu schreiben, und zweitens, weil es so schön ist, sie zu lesen. Aber schweigen wir von der geliebten, verdammten Schönheit ihrer Herstellung und sprechen wir mehr von der Schönheit ihres Verschleißes. Nichts verschleißt sich täglicher, und nichts Vergängliches geht seiner Vergangenheit mit weniger Unruhe entgegen. Beim Lesen ihres dritten Absatzes haben wir den zweiten beinahe und den ersten bestimmt vergessen, und nach dem letzten rasieren wir uns oder wir sind an unserer Straßenbahn-Haltestelle angekommen, oder wir blättern um zum Freiverkehr an den Berliner Börsen, oder zum Stand der Vorentscheidung um die Fußballmeisterschaft, oder wir schlafen ein.

Viele sind auch nach dem Genuß von Feuilletons zu Auseinandersetzungen aufgelegt, als ob das mutwillige Splintern von Gedanken fortzeugend Gedankensplitter müsste gebären. Wie dem auch sei, ob zu diesem, ob zu jenem Behuf, oder ob zu keinem, Feuilletons müssen da sein, und sie müssen in der Zeitung stehen. Nun weiß man ja wie schnell sich die Zeitungen selber töten dadurch, dass sie sich so bedenkenlos hastig aufeinander folgen, und damit ist das gewöhnliche Schicksal aller Feuilletons besiegelt. Sie sterben im Winde, aber, das ist das Lustige, sie leben auch von der Atemlosigkeit. Zwar hat ihnen schon manch einer eine Träne nachweinen wollen, aber da hatte er meist die betreffende Nummer verlegt. Halb so schlimm, die Feuilletons legen nämlich gar keinen Wert auf Tränen, ja zufrieden damit, die Augen der Mitwelt eine Weile mit ein wenig Glanz beglückt zu haben, verzichten sie auf die Feuchte in den Augenwinkeln der Nachwelt. Sie gehen zur Tagesordnung über, obwohl sie das Zeug in

sich haben, ans Ewige zu rühren. Doch letzteres überlassen sie den Dichtern, die damit sowieso nicht weiterkommen.

Es ist ja auch kein Wunder: Wer mit soviel Anmut die Hindernisse des Alltags zu nehmen gewohnt ist, der stolpert auch nicht beim Anblick der höheren Dinge. Ja, sie gewinnen ihr sogar noch Farbe ab, der anderorts auf endlose Strecken grau angestrichenen Ewigkeit. Das hängt mit dem leichten Sinn aller Feuilletons zusammen, für den es keine Entschuldigung gibt. Oder man müsste auch etwa etwas so unangreifbar Holdes wie die Liebe zu entschuldigen versuchen. Und tatsächlich, mit dieser himmlischen Erscheinung auf Erden haben die Feuilletons viele anziehende Charakterzüge gemeinsam. Gewiss, jene höret nimmer auf, und die Feuilletons, die im übrigen mit ihrer besseren Hälfte von ihr leben, sind eine sehr menschlich begrenzte Einrichtung, aber beide teilen sich in der Tatsache des Verschleißes und in die schönste Folge davon, in das bißchen Licht, das ihr Dasein verbreitet.

Jedoch – hiermit beim Gegenstand der Liebe angekommen, weshalb die Sonne und die Zeitungsherstellungsmaschinen rotieren, bricht der Feuilletonist das Feuilleton ab, um auf das Feuilleton zurückzukommen. Nur noch ein Wort: Gibt es einen Vergleich, der mehr ehrt und weniger hinkt? Und man hat die Liebe sogar schon mit dem Trompetenblasen in Zusammenhang gebracht; ist diese Vorstellung nicht eigentlich schrecklicher?

Feuilletons also verbreiten Licht, ganz wenig, vielleicht nur so viel wie ein Johanniskäferchen an seinem Namenstag, abends gegen halb elf. Aber genügt das nicht, uns zu erfreuen und die immer neuen Si-

tuationen seines schwebenden Spieles zu genießen? Vielleicht, weil es nicht immer warme Nächte im Juni geben kann, und weil viele wünschen, dass sie doch immer oder doch noch für eine Weile blieben, vielleicht ist man deshalb auch darangegangen, das Leben der Feuilletons zu verlängern. Man bindet sie zu diesem Zweck in dauerhafte Bücher und rechnet damit, dass sie öfter einer aufschlägt, sobald er beispielsweise einmal des Alltags überdrüssig wäre und sich endlich einen netten Abend mit Leuchtkäfern wünschte. [...]

Einfälle ...

Es gibt zwei Arten von Einfällen: solche, die man nicht hatte, und solche, die man froh ist, daß man sie nicht hatte.

Besonders einfallsreich benimmt man sich, um jener ersteren Sorte auf die Spur zu kommen, denn ohne Zweifel, Einfälle haben zeugt von Geist, erweist sich vorteilhaft in geselligem und praktischem Leben – und wer, wenn er träumt, träumt sich nicht diesen einzigartigen Einfall gleich hinzu, der ihm die rosenroteste Zukunft unwidersprochen verheißt?

Einfälle haben, kann man nicht lernen, und doch ist es nicht nutzlos, darauf zu warten, denn schon die Bereitschaft, einen großen Einfall zu haben, bringt eine Anzahl von guten Gedanken hervor.

Wir wollen selbstverständlich nicht die erhabene Tätigkeit, die wir »geistig« nennen, zu einer Sache erniedrigen, die man wie einen Griff beim Ringen trainiert, und der Erfolg stellt sich ein, aber die gewisse

Ökonomie ist nicht zu verachten, die darin besteht, sich viele Anregungen zu holen und manche davon das siebenfache Sieb der eignen Gehirnwindungen passieren zu lassen. Man erkennt sie selbst nicht wieder, so blitzblank und neu fallen sie einem ein. Also sind wir der Nachahmung gefahrvoll nahe, aber machen wir die entsprechend entrüstete Beteuerung mit Unrecht? Ist es denn ein ausgesprochen Unglück, nicht ganz »von selbst darauf gekommen« zu sein? Unsere Unterhaltungen würden stocken, streuten wir nicht gelegentlich jene Lichter ein, die ungefähr seit der Erfindung der Gesellschaften immer jemand mit Grazie eingestreut hat. Denn die guten Einfälle wetteifern mit dem Golde nicht nur in der Seltenheit. Auch sie verleihen demjenigen den Glanz, der sie trägt, und nicht dem, der sie gegraben hat.

Einfälle, die man nicht hatte, gibt es streng genommen nicht, weil wir sie alle noch haben können. Die schmeichelhafteste unter allen Hoffnungen hält uns in süßer Selbstbetörung immer gefangen. Dabei hat sie ein verfeinertes Mittel gefunden, uns die Zeit nicht lang werden zu lassen, sie weist mit Bosheit hin auf die schlechten Einfälle der andern. Außerdem schildert sie uns selbst deren harmloseste Folgen als unbedingt verderblich. So lassen wir uns betrügen. Oder daß der andre einen schlechten Einfall hatte, ist es ein Ersatz dafür, daß wir keinen guten haben?

Dennoch ist es besser, zufrieden zu sein über einen Einfall, den ein anderer hatte, als griesgrämig darüber zu werden, daß der eigne, große, geträumte, geniale Einfall so lange auf sich warten läßt.

Köln am Rhein und Unter Fettehennen

In keiner anderen Großstadt trifft man auf soviel Eingeborene. In Köln wimmelt es von Kölnern. Die Sache war mir immer auffällig; doch genügte mir bisher als Erklärung der von Willi Ostermann mit der Inbrunst einer vaterstädtischen Hymne von allen Mitkölnern (schon bei den leisesten diesbezüglichen Anzeichen) geforderte Heimweh-Gang zu Fuße, so belehrte mich der heutige Geburtstag eines Besseren. Neunzehnhundert Jahre Stadt, wahrhaftig ein weidlich langer Zeitraum für Eingeborene, um Eingeborene hervorzu bringen! Die Lust zu diesem Geschäft ist in Köln nicht klein, und für die Zögernden trifft der Karneval die allenfalls noch nötigen Anstalten. So habe auch ich – schon um bei dem seit dem Jahre 50 n. Chr. vorgesehenen Jubiläum mitreden zu können – nicht gezögert, und die Zahl der Eingeborenen um eine hellblonde Kleinigkeit vermehrt. Schöne Kölner Zeiten waren das. Wieviel Liebe ging da seit genau neunzehnhundert Jahren nicht verloren!

Und Schmitz zeugte Schmitz auf Schmitz, bis bei der Jahrtausendfeier der Familie (das Festzelt stand in der Gegend des Altermarktes) im Einklang mit einer gewissen Untergangsstimmung der europäischen Philosophie ein müder Jung-Schmitz das nahe Ende voraussagte. Wie die meisten Eingeweihten hatte er sich verrechnet, diesmal um mindestens neunhundert Jahre, vom kommenden Donnerstag ab gerechnet. Den Müden strafen die aber- und abertausend stolzen Nachfahren Lüge, wie sie in Grevens Adreßbuch uradlig als Seidenhändler, Bäcker, Steuerinspektoren, Fuhrunternehmer, Filmschauspieler, Dienstmänner, Küchenchefs, Metallarbeiter, Direktoren oder Lokomotivführer aufgezählt sind. Schmitz zeugte Schmitz. Muß

man es nicht alttestamentarisch ausdrücken, schon im Hinblick auf den Zeitraum, der im Spiele steht? Neunzehnhundert Jahre!

Nun können beim besten Willen der Schmitze nicht alle Eingeborenen Schmitz heißen, und die anderen, das sind eine ganze Menge Leute. Die hochdeutsch sprechenden unter ihnen werden erst für voll genommen, wenn sie sich fähig gezeigt haben »bloodwoosch« dialekt-phonetisch einwandfrei hervorzustoßen. Das heißt Blutwurst. Wenn nicht, können sie zu Hause bleiben. Besonders beim »Diverdissemensche«, wo sie sonst kein Wort verstehen. Das ist ein als Parodie aufgezogenes Theater, das den öffentlichen und privaten Klatsch zum Inhalt hat, völlig in der Mundart des Viertels seines Verfassers (der meist Kleefisch heißt) geschrieben. Hier hat man die Konzentration des Kölnischen Witzes, Volkstheater wie in Neapel, oder in einer flämischen Vorstadt Brüssels. Hier wie dort kommen nur die Eingeborenen mit, zum Glück wimmelt es ja in Köln, von Kölnern, und sie vergehen vor Vergnügen, hat das traditionelle Männerballett seinen Auftritt.

Auch sonst feiert die Mundart Feste, Thünnes und Schääl sorgen dafür, mal mehr politisch, mal mehr deftig, wie's die Zeiten verlangen. Natürlich heißen die Klassiker der Mundart noch wieder anders, aber persönlich habe ich nur jene beiden kennengelernt. Sogar ganz richtige Dichter laufen in Köln herum. Doch soll man erst nach ihrem Tode davon sprechen. Also erinnere ich an Max René Hesse, den Verfasser der »Morath«- und der »Dietrich«-Romane, ein bißchen zu gescheit für einen Poeten, und selbst an den Abenden im Weinhaus Wiesel entsprach er nicht der gemütlichen deutschen Vorstellung, es war ihm eher zum Dreinschlagen zu Mute.

Er hat Köln und die rheinische Gesellschaft der Jahrhundertwende unvergleichlich dicht geschildert. Vielleicht wird deshalb einmal eine kleine Straße nach ihm benannt. Eine Joseph-von-Lauff-Straße gibt es ohnehin schon. Die richtigen Altstadt-Straßennamen! Da gibt es manche, die haben mehr Poesie in sich als die gesamten Werke von, beinahe hätte ich gesagt von Joseph von Lauff. Zum Beispiel: »Perlenpfuhl« oder »Filzengraben« oder »Obenmarspforten«.

Meine Liebe aber gehört »Unter Fettenhennen«, für mich die typischste Kölner Adresse. Man denkt unwillkürlich an die biderbe Lebenskunst des Niederrheins, an die etwas zu schweren Frauen, an Reibekuchen und an obergäriges Bier. Und an die erste Einkehr der Schiffer, die von Holland kommen, denn Köln liegt auch am Rhein. Doch dient hier der Strom nicht mehr der Romantik, sondern nur noch der Industrie. Statt der Burgen spiegeln sich die Ford-Werke, und statt der Ufer-Promenade läuft eine Straße allererster Ordnung für den Fernlast-Verkehr, und laufen die Schienen für die Elektrische nach Bonn. Die Kölner haben es schwer, an den Rhein zu kommen; gewiß kann man sie sommerabends eine Dampferfahrt machen sehen, mit Musik ein Stückchen bergauf, und in der Nacht mit bunten Lichtern zurück.

Vom Rhein aus zeigt die Stadt ihre unvergeßliche Silhouette, heute gemischt mit der Wehmut der Zerstörung, doch die Stadt und der Strom haben sich etwas auseinandergelebt. Zum Genuß des Rheins fahren die Kölner ins Siebengebirge und zum Schwimmen ins Stadion. Die Stadt ist zu groß geworden für den intimen Umgang mit dem Rhein, wie ihn Bonn gerade noch pflegen kann. Kein Wort vom Dom? Leider hat sich auch da die Stadt des intimen Umgangs

mit jenem Riesen begeben; man hat ihn »freigelegt«. Also beherrscht der Dom drei Dinge: die Fremdenindustrie, den Bahnhofsvorplatz und die Ebene, jedoch nicht die Stadt. Die Baumeister überlegen sich, was man da wieder gut machen könnte ...

Der Dom ist herrlich, ganz von weitem, etwa in der Höhe bei Bensberg gesehen, und er ist herrlich ganz im Innern, kniet man vor einem kerzenumflackerten Altarbild seitwärts, den »Wald von Pfeilern« vor Augen. Außen am Bauwerk hat man aus Zweckmäßigkeitgründen Zieraten aus Gußeisen angebracht. Gußeisen verwittert nicht, stört aber die Illusion, besonders an gotischen Domen. Die Andenken-Industrie dagegen stellt ohne Rücksicht auf Illusionen Dome in jeder gängigen Preislage her, aus einem zinnernen Gemisch gegossen, als Sparbüchse oder als Nadelkissen zu verwenden.

Sie grüßen den Ankommenden, der kunstverständlich, wie sich die Kölner jeden Fremden wünschen, aber nur eine Tür weiter zu gehen braucht, und diese Tür ist von Mataré, während ein paar Ruinenstraßen weiter der »Todesengel« von Gerhard Marcks steht. Köln hat viele gute alte Kunst verloren, es hat aber auch viele gute neue (die ganze Sammlung Haubrich) gewonnen. Mit einer Geschichte von neunzehnhundert Jahren im Kopf, kann man gar nicht den Kopf verlieren. Köln hat ihn oben behalten, es geht, mitgenommen zwar, aber zuversichtlich, seinem nächsten, seinem zwanzigsten Jahrhundert entgegen, Köln am Rhein und Unter Fettenhennen.